

Larissa Hrotko

Zur historischen Entwicklung ungarischer Romalogie: von Ferenc Liszt bis Mária Neményi und István Kemény

Die vorliegende sozioethnische Arbeit handelt von einem Segment der Roma-Kultur sowie einigen Blickwinkeln bzw. Perspektiven romalogischer Forschungen. Das ist also kein epistemologischer Versuch empirischer Problemlösung.² Im Gegenteil: Meine Arbeit basiert auf persönliche Beobachtungen und ist deshalb größtenteils Produkt einer induktiven Reflexion. Im Diskurs über gesellschaftliche Muster sozialen Verhaltens bzw. zwischenmenschlicher Beziehungen in städtischer Umgebung werden auch anderweitige Statistiken und Informationen verwendet, jedoch nicht, um die thematisierten Fragen als Probleme zu modellieren.

Anstelle einer längeren historischen Einleitung führe ich einiges aus der kulturanthropologischen Arbeit von Prónai Csaba vor, in der aktive Teilnahme ungarischer Forscher an der Romalogie ausführlich geschildert wird.³ Prónai und andere Autoren, die über verschiedene Teilforschungen dieses Gebiets berichteten, weisen mit langen Namensverzeichnissen von Wissenschaftlern nach, dass die Romalogie eine der ältesten Richtungen ungarischer Ethnologie ist.⁴ Sogar Erzherzog Joseph (1776-1847), Regent und Palatin Ungarns nahm einst an diesen Arbeiten teil, wenn auch sein Beitrag vermutlich eher organisatorischen Charakters war.⁵ Ferenc Liszt schrieb auch eine Abhandlung „Über Zigeuner und Zigeunermusik Ungarns“, die trotz schlimmer zeitgenössischer Kritiken zum Jubiläum des weltberühmten Komponisten als Nachdruck-Ausgabe in Budapest erschien.⁶ Die negativen Kritiken trafen Liszt wegen seiner Vorliebe für Zigeunermusik. Er meinte nämlich, dass ungarische und zigeunerische Musik dasselbe seien, worauf ungarische Öffentlichkeit verletzt reagierte.⁷

² Als Beispiel solchen Versuchs könnte die Arbeit von Kolosi Tamás und Rudas Tamás dienen, auf die ich mich später noch berufen werde.

Kolosi Tamás - Rudas Tamás, *Empirikus problémamegoldás a szociológiában*, Tárki, Budapest 1988

³ Prónai 1995. 54-94 (zur Geschichte der Romalogie in Europa), bzw. 95-129 (über ungarische Forscher des 20. Jahrhunderts wie Eperjessy 1994, Erdős 1989, Görög 1994, Vekerdi 1974, Voigt 1993 usw.)

⁴ Siehe auch bei Dupcsik 2009.

⁵ Prónai 1995. 99.

Die Tatsache, dass Erzherzog Joseph Habsburg an den romalogischen Forschungen teilnahm, wird von mehreren ungarischen Autoren erwähnt. Wahrscheinlich um damit das große Interesse für dieses wissenschaftliche Gebiet zu schildern. Siehe auch bei Kovalcsik Katalin im Vorwort zu „*Tanulmányok a cigányság társadalmi helyzetéről és kultúrájáról*“, BTF-IFA-MKM, 1998. 7-23

⁶ Liszt Ferencz, *A cigányokról és a cigány zenéről Magyarországon*, Budapest, 2010

⁷ Hamburger Klára, 2011

Die 1994 veröffentlichte Arbeit von István Szabadi enthält zwar keine eindeutigen Anhaltspunkte zu unserem näheren Thema, doch veranschaulicht den Beitrag protestantischer Kirche zur positivistischen Wissenschaft und Romalogie, indem der Autor über Bemühungen ungarischer Reformierten um hebräische Sprache und Roma-Dialekte ausführlich berichtet.⁸ An der indischen Herkunft ungarischer Roma hatte Szabadi übrigens keine Zweifel.

Es war aber nicht nur das Interesse für das Exotische, was die ungarischen Ethnologen in die Forschung von Bräuchen und Sitten der sogenannten „prälogischen“ Lebensweisen trieb.⁹ Die angeblichen Diskrepanzen zwischen Verhaltens- und Denkweise der Primitiven (Naturmenschen)¹⁰ und der Zivilisierten (gemeint wurde vor allem die städtische Bevölkerung) beschäftigten immer schon die Wissenschaftler Ungarns, die sich für den weitgehenden Konsens ungarischer Gesellschaft engagierten. Um bei dem Thema der Romamütter zu bleiben, erwähne ich hier die Arbeit von Mária Neményi und einen kurzen lokalen Bericht von Kalányosné László Julianna. Beide Autorinnen – von denen die erste die Ergebnisse der Ermittlung eher soziologisch, die andere ethnografisch behandelte – widmeten ihre Arbeiten der Beschreibung der Geburt- und Säuglingspflegekultur in den Romafamilien.¹¹ Neményi Mária versuchte nachzuweisen, dass es keine grundlegenden Unterschiede zwischen Roma-Wöchnerinnen und nicht Roma-Kindbetterinnen gebe, dass die Legende über besondere Körperstärke und Unempfindlichkeit von Romafrauen eben Legende sei. In der Wirklichkeit gibt es mehr Meinungsverschiedenheiten im Bereich mangelnder Hygiene und unprofessioneller Einstellung des medizinischen Personals.¹²

⁸ Szabadi 1994. 141-142. Zu diesem Punkt siehe auch bei Miklós Tomka: Tomka 1970. 6.

⁹ Lévy-Bruhl 1927. 5-16: „Abneigung der primitiven Mentalität gegen logische Denkopoperationen.“ In der Einleitung seiner Arbeit (deutsche Übersetzung: „Die geistige Welt der Primitiven“) schrieb Lucien Lévy-Bruhl: „Diese Arbeit hat mich zu dem Versuche geführt, gewisse geistige Gewohnheiten der Primitiven losgelöst zu beschreiben und zu zeigen, warum und wie sie von den unseren abweichen.“

Im Vorwort zu „L’ame primitive“ (Paris, 1963) heißt es: „L’objet du présent ouvrage est d’étudier comment les hommes qu’on est convenu d’appeler primitifs se représentent leur propre individualité.“

Lévy-Bruhl meinte, dass die Ursache der Differenzen zwischen „primitiven“ und „zivilisierten“ Völkern deren unterschiedliche Denkmodi seien, worauf auch viele Forschungen auf dem Gebiet ungarischer Romalogie bis heute zurückzuführen sind.

¹⁰ Als „Naturmenschen“ wurden in erster Hälfte des 19. Jahrhunderts auch Ungarn bezeichnet. Vgl. bei Jankovics 1838. 113. Anton (Antal) Jankovich war übrigens Arzt vom ethnographisch engagierten Erzherzog Joseph. Er nannte Ungarn Naturmenschen, weil sie vielleicht nicht so viel Intelligenz, doch die für die Entwicklung des Landes nötige Bauernvernunft und Kraft besaßen.

¹¹ Neményi Mária, *Két külön világ* In: Tanulmányok a cigányság társadalmi helyzetéről és kultúrája köréből, 1998, 233-253.

Kalányosné László Julianna, *Adatok az őcsényi beásoknak a szülés és csecsemőápolás körében kialakult szokásaihoz*, In: Tanulmányok... 1998, 388-394.

¹² Neményi Mária 1998. 248-249.

In einer späteren Arbeit bestätigte Mária Neményi ihre Angaben, indem sie das falsche Verhalten des medizinischen Personals den Romafrauen gegenüber eindeutig als tiefwurzelnde Vorurteile bezeichnete, die der Heilung und der Pflege im Wege stehen können.¹³

Im Gegenteil zu Mária Neményi wollte Frau Julianna László Kalányos mit ihrem Artikel anschaulich machen, wie stark und natürlich die Romafrauen seien, wobei sie sich auf Interviews mit den ungarischsprachigen Roma der Umgebung bezog.

Bis 1930 forschten ungarische Romalogen fast ausschließlich auf dem Land, heute sind sie sowohl in der Stadt als auch in der Provinz präsent, doch kommen die meisten Berichte aus den armen, gettoisierten Siedlungen, die als Zigeunerortschaften (*cigánytelep*) gelten (z. B. die von István Kemény, Ottilia Solt, Péter Ambrus). Eine eher seltene Ausnahme ist die Arbeit von Gabriella Lengyel, die über gemischte Bevölkerung von Tisawaschwar (*Tiszavasvár*) berichtet. Jedoch dominieren auch bei ihr demografische Vergleichstabellen, die uns von einer einseitigen wissenschaftlichen Wahrheit überzeugen wollen.¹⁴

Wie meistert eine alleinstehende Romafrau das Leben in Pest?

Die Segregation der Wohnorte wurde sofort zu Anfang der postkommunistischen Periode immer deutlicher. Budapest „zerbrach“ in diesem Prozess in zwei Teile: Die Bezirke, in denen die Verlierer der politischen Wende leben, ähneln immer mehr den Slums der dritten Länder.⁴⁸ Das Zigeunergetto von Pest umschließt vor allem den 8. Bezirk, der im 19. Jahrhundert als arme jüdische Siedlung galt.⁴⁹ Dazu kommen noch einige sanierungsbedürftigen Teile des 9. Bezirkes. Die verruchte Ecke „Népszínház-Nagyvufarosi utca“ und die nahgelegenen Aurora bzw. Dankó-Straßen gelten wegen häufiger kriminellen Vorfälle als polizeilich auffallend und nicht ungefährlich.⁵⁰ Die Erinnerungen Budapester Romafrauen verknüpfen sich mit Gewalt, Gefängnis und Aufenthalt der Kinder in den staatlichen Erziehungsanstalten.⁵⁰

¹³ Neményi Mária 2009. 116.

¹⁴ Lengyel Gabriella In: Kemény István, Janky Béla, Lengyel Gabriella, *A Magyarországi cigányság 1971-2003*, 2004. 157-179.

Vgl. Bruno Latour über konstruktivistischen Charakter der Wissenschaft z. B. Latour 2000. 139, 143, 147-153. Auch bei Berger 2008. 72-73

⁴⁸ Ladányi 2009. 62-63

⁴⁹ Spuren jüdischer Anwesenheit in dieser Gegend sind auch heute noch zu sehen: In der Nagyfuvaros Straße ist eine Synagoge, in der Bérkocsi Straße befindet sich die jüdische Universität und Rabbiner-Institut. Auch die große Synagoge in der Dohány-Straße liegt nicht so weit entfernt.

⁵⁰ Ladányi 2009. 68 und Fotos I-II

⁵⁰ Neményi Mária 1977. 11.

In dieser Umgebung wohnte früher Teri, die mit 16 aus dem Komitat Szabolcs-Szatmár-Bereg in Nordostungarn nach Budapest gebracht wurde. Sie kam nicht aus eigenem Willen in der Hauptstadt. Ihr Onkel, der Teri zuvor sexuell missbraucht hatte, verkaufte sie als Prostituierte an einen Budapester „Kollegen“ von ihm. In Pest arbeitete Teri hart für ihren Zuhälter: Ihr Arbeitsplatz befand sich ziemlich weit von der Wohnung entfernt. Das war allerdings eher untypisch. Zwar sind Roma gerne mobil, entfernen sich die Frauen selten von ihren Wohnorten, oder sie nehmen ihre Kinder mit auf den Weg.

Der Stammpfad von Teri war am Moskau-Platz, einem verkehrsreichen Ort von Budapest, wo viele Männer ihren krummen Tagesgeschäften nachgehen. Seit Teri in Budapest lebte, wurde sie mehrmals schwanger und brachte zweimal Kinder zur Welt. Beide Söhne blieben psychisch labil, doch weist der Ältere – der jetzt mit 18 Jahren schon selbst Vater wurde – auch bleibende Persönlichkeitsstörungen auf.

Der jüngere Sohn konnte sich den Umgangsnormen der nicht zigeunerischen Umgebung schneller und leichter anpassen. Man wusste aber nie, was er in der Wirklichkeit von diesen Normen hielt. Er eignete sich einen Gesichtsausdruck an, der wie eine schützende Maske wirkte. Alle drei hatten ihre eigene innere Welt, obwohl sie mit dem alten Leben der Zigeunerumgebung an einem Tag radikal abrechnen mussten.

Teri wurde von ihrem Zuhälter, der übrigens auch Vater ihrer beiden Söhne war, regelmäßig verprügelt, missbraucht und ausgebeutet. So ging es nicht nur ihr, doch beschloss Teri zu fliehen. Was sie dazu bewegte, ihr Vorhaben auch zu verwirklichen, ist schwer zu sagen. Viele Frauen lassen sich schlagen und missbrauchen, weil sie noch größere Angst vor dem Ortswandel bzw. dem Unbekannten haben. Teri ist es gelungen, zu fliehen, weil sie sich vielleicht besser orientieren konnte. Im Mütterheim, wo sie angenommen wurde, konnte Teri eine neue Lebensweise erlernen und ihren Horizont erweitern.

Sie blieb in demselben Frauenheim über ungewöhnlich lange Zeit von ca. 2 Jahren, obwohl sie neuer Umgebung nie völlig **vertraute**. Wie ihre Mitbewohnerinnen musste auch Teri alles **erlernen**, was die Nicht-Romafrauen bei ihren weiblichen Verwandten zu lernen pflegen. Bevor sie ins Heim kam, konnte Teri einiges kochen: Zum Beispiel größere Fleischstücke braten und Kartoffeln zubereiten. Aber Teri konnte auch Palatschinken backen, was sie von anderen jungen Frauen im Heim zu ihrem Vorteil auszeichnete. Teri war stolz auf diese Fertigkeit, doch **sauber machen**, Geschirr spülen und alles andere, was zur allgemein angenommenen Lebensweise gehört, konnte sie leider nicht. „Leider“ sage ich, weil die Ordensschwester, die dieses Heim führten, auch von Teri verlangten, dass sie sich, ihre

Kinder, ihr Zimmer und einen Teil der gemeinsamen Wohnfläche sauber hält. So wie es, halt, üblich ist! Doch war für Teri **die feste Tagesordnung, Sparsamkeit, Tätigkeitsplanung** und vor allem **die neue Kommunikationsart** ungewohnt. Da sie keine diesbezüglichen Erfahrungen hatte, hatte sie Angst. Zu Hause sprach sie größtenteils das Olah-Dialekt, obwohl sie auch Umgangsformen des Ungarischen besaß. Doch die ungarische Sprache gebildeter Menschen verstand sie nicht immer, woraus sich viele Missverständnisse ergaben. Zwar ging Teri mindestens sechs Jahre zur Schule, konnte sie kaum schreiben und lesen. Teris ungarische Aussprache und ihr Wortschatz wiesen alle Fehler der „underclass“ auf, sodass die meisten Beamten mit ihr ziemlich intolerant umgingen.

Teri befreundete sich nicht mit allen Frauen im Heim, obwohl die meisten von ihnen Roma waren. Besondere Freundschaftsgefühle entwickelte sie ihren Gastgeberinnen, vor allem der führenden Mitarbeiterin des Heimes gegenüber. Es war wohl die Würde, aber auch die Autorität der Frau, die Teri anzog.⁵¹ Teri ging gerne zur Kirche. Wie die meisten ungarischen Roma, ist auch sie katholisch. Doch konnte über regelmäßige Kirchengänge nicht die Rede sein.

Die Regelmäßigkeit, eine planmäßige Tätigkeit und die bewusste Verantwortung für die Kinder und die Umgebung überforderte Teri. Eines Tages ging sie nach einem Streit samt ihrer Kinder weg. Doch nach ein paar Tagen meldete sie sich: Schluchzend und weinend bat sie um Entschuldigung und schilderte, wie schlimm es ihr ging. Während sie im Heim wohnte, arbeitete Teri als Reinigungskraft in einem Krankenhaus. Irgendwie haben sich mehrere Frauen aus dem Heim Arbeitsplätze in Krankenhäusern verschafft. Die Gehälter in Krankenhäusern waren nicht besonders hoch, und die Arbeit war wirklich schwer. Doch bekamen die Frauen am Arbeitsplatz auch günstiges Essen und verkehrten mit Menschen, die nicht zu der städtischen „underclass“ gehörten. Von dieser Arbeit konnte sich Teri ein wenig Geld sparen und nun fuhr sie mit beiden Kindern zurück aufs Land. Da wiederholte sich ihre Geschichte, wenn auch nicht in allen Details. Sie - noch immer junge, kräftige Frau – und insbesondere ihre Söhne wurden zum Eigentum der Familie, auf welches sie ihre finanziellen Pläne bauen konnte. Teri wollte aber nicht mehr zulassen, dass die anderen über sie verfügen. Die erworbene Freiheit konnte beißende Armut, den Schmutz und trostloses Elend des Slums nicht verschönen. Sowohl die Zigeunersiedlung als auch ihre Bewohner waren ihr fremd.⁵²

⁵¹ Vgl: *Fonction mystique du chef*: Levy-Bruhl 1963. 75-76

⁵² Mehr über „Zigeunerortschaften“ siehe bei Kemény 2009. 51-60

Selbstständig konnte sich Teri nicht mehr befreien. Mit großem Rummel, unter recht abenteuerlichen Umständen konnten die Frau und die Kinder am Elternhaus abgeliefert werden. Mit Hilfe ihrer Patroninnen kam Teri zu einer kleinen Mietwohnung in Pest, die renoviert und ausgestattet werden musste, aber es war ein anständiger Anfang. Teri arbeitete weiterhin fleißig, und verwirklichte ihren Traum: Sie heiratete einen Mann aus ihrer Umgebung, der übrigens weder Roma, noch „verzigeunerter“ Ungar ist. Er trinkt nicht, schlägt sie nicht und schickt sie nicht auf die Straße. Die Kinder sind seitdem erwachsen, der Ältere gründete früh seine eigene Familie. Teri hat keine weiteren Kinder mehr zur Welt gebracht.

Anders war es bei Rozsika. Sie kam ins Heim in Begleitung ihres damaligen Chefs und Vaters des Kindes, das in einigen Wochen zur Welt kommen sollte. Rozsika ist in Budapest geboren, doch über ihre Eltern erzählte sie nie etwas. Im Unterschied zu Teri hatte Rozsika eine gründlichere Ausbildung, aber auch sie lernte keinen Beruf. Übrigens hatten nur zwei von ungefähr zehn Romafrauen im Haus eine annähernde berufliche Ausbildung.

Rozsika bekam ihr Kind, das feierlich getauft wurde. Der Vater des Kindes organisierte die Taufe, doch zögerte er die Mutter zu heiraten, und das Verhältnis ging schnell in Brüche. Einigermassen unterstützte er das Kind und besuchte es, aber auch in diesem Fall konnten nur die Schwestern Rozsika tatsächlich helfen. Nachdem sie das Heim verlassen hatte, bekam sie keine Arbeit „draußen“. Einmal gelang es ihr, sich einzustellen, doch fühlte sie sich am Arbeitsplatz unwohl: Die Anderen hänselten sie wegen ihrer Herkunft und ungeschickter Art. Sie bat um Hilfe und bekam die frühere Stelle als Aushilfskraft im Heim zurück. Dort fühlt sie sich sicherer als in der „Außenwelt“. Trotz dieser schüchternen Verhaltensweise befreundete sie sich mit einem Nicht-Roma und heiratete ihn. Sie haben eine gemeinsame Tochter bekommen. Seitdem geht Rozsika selbstbewusster durch die Stadt. Mit Teri pflegt sie sich noch immer zu treffen, obwohl Teri für sie eine „Zigeunerin“ ist. Das bedeutet nach Rozsika, dass Teri ihre Wohnung nicht so sauber und ordentlich hält, wie es sich gehört. Beide Lebensgeschichten sind eher eine seltene Ausnahme. In jedem Fall begann der Prozess der Integration mit der Flucht aus früherer Umgebung. Die Frauen, die es nicht schaffen konnten, sich von ihren früheren Familienbänden zu befreien, gingen nach dem kurzen Aufenthalt im Heim, wo sie ihre Wunden geheilt haben, zurück in das Milieu der verfallenen Häuser Zigeunergettos.

Larissa Hrotkó, lara.r@t-online.hu

Und noch eine Bemerkung: Diese Geschichten können nicht als spezifisch „zigeunerisch“ eingestuft werden. Sie hätten überall vorkommen können, wo Armut und Kriminalität das Leben beherrschen, und dafür habe ich auch zahlreiche Beispiele.